

(8. Fortsetzung.)

Die Frau auf Borg.

Humoreske von Otto Höder.

(Nachdruck verboten.)

Doch das blieb nur die sentimentale Regung eines Augenblicks. Waltham nahm sich gewaltig zusammen, um den Hauber unwirksam zu machen, den dies Hausmütterchen, das wie eine gute Fee im engen Raume walltete, verbreitete, abzuwehren.

Doch er konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Wie ihr das alles so leicht und zierlich von den Händen ging! Ihr frisches, einfach natürliches Wesen paßte so wenig zu der Vorstellungsschablone, die er sich von weiblicher Art zurechtgemacht. Seinem selbstherrlichen Sinn waren die Frauen bisher nur als Drohnen erschienen, wollte man galant sein, wie Bilien auf dem Felde, die das Schriftwort in ihrem inneren hohlen Wesen so treffend zeichnet. In diesen Vorstellungsräumen paßte keine unverhoffte Reisegefährtin wenig. Wie hatte sie vorhin den Flügel gemerzt! Es mußte küßlich sein, sich in den wenigen Ruhestunden von ihr vorführen zu lassen. Wie tüchtig hatte sie sich in der grauenhaften Diktatprobe bewährt! Er gestand sich selbst, daß er eine derartige Leistung kaum einem Manne zugetraut haben würde. Nun stand sie vor dem Kochherd und bewältigte ihre neue Arbeit in derselben selbstverständlichen Art. Dabei durchfuhr sie nun schon den zweiten Tag; es war, als ob sie gar nicht ermüden könnte. Wie ihre Beilchenaugen frisch zu blitzen wußten; sie kannte wohl überhaupt nicht das unentbehrliche Requisite der Modedame: die Nerven, welche der Sklave Mann nicht genugsam respektieren kann. Und wie hübsch sie war — geradezu gefährlich hübsch! Vielleicht in seinen Augen gerade darum so hübsch, weil ihr all das abging, was die Mädchen im großen Stil aus ihrem Bekanntenkreis im Übermaß besaßen, tributheischende Präntationen.

Ducy sah seinen bewundernden Blick wohl; sie hätte keine Gastochter sein müssen, hätte sie seinen Gedankengang nicht erraten. Das machte sie befangen, und sie versuchte nun durch Blandern darüber wegzukommen. „Die Herren werden ein leidliches Diner bekommen“, meinte sie, ohne sich dabei in ihrer geschäftigen Hantierung stören zu lassen. „Zuerst Sühnersuppe. Wollen Sie einmal kosten, Herr Waltham? Sie ist schon fertig.“ Damit hatte sie auch schon aus einem der brodelnden Töpfe mit der Schöpfkelle gefischt und reichte ihm diese nun einladend hin. „Erst pusten“, mahnte sie vorsorglich, als er der Einladung nicht widerstehen konnte. „Die Suppe ist heiß, Sie verbrennen sich sonst die Lippen!“

„Ganz vortrefflich!“ meinte er überrascht und kostete nochmals. „Wie haben Sie das fertig gebracht? Das schmeckt nicht nach Konservensuppe.“

„Dabei ist keine Kunst; hier im Schrank sind genug fertige Sachen, man muß nur den richtigen Geschmack herausbringen. — Es mündet also, das freut mich. — Nachher gibt es die unvermeidliche Sommermayonnaise; ich verspreche Ihnen aber, die Lunte delikate zu machen. Hierauf Champignons mit Zunge. Dann ein Phan-

tasieragout“, lachte sie errötend. „Schelm, der es besser macht, als er kann! Da waren nämlich allerhand Fleischkonserven, einzeln schmecken sie sad, aber durcheinander in einer pikanten Soße mag man sie wohl essen können. Wollen Sie kosten? — Doch nein!“ unterbrach sie sich. „Dazu gehören abgeschmälzte Rüdels, die kommen erst ins Wasser. Zum Schluß gibt's einen Pudding mit Weincreme; der bäckt bereits.“ Sie hatte den Bratofen geöffnet, um nachzuschauen. Ein appetitlicher Geruch begann die Küche zu durchströmen. „O, er gerät prächtig!“ rief sie erfreut. „Können Sie sehen, Herr Waltham? Er ist schon ganz goldbraun. — Ja, das wäre alles. Sonst gibt es nur noch Käse, Butter und Brot zum Nachtsch. Früchte sind ja noch genug im Eiskammer. Es ist nur wenig, doch ich habe nicht mehr zur Hand.“

„Übergenug ist es!“ beruhigte Waltham, ganz vergnügt schnüffelnd. „Ob wohl noch Eis da ist? Es werden sich auch noch einige Flaschen Wein vorfinden.“

„Ist bereits besorgt. Ich habe einen kleinen Weinladen entdeckt“, unterbrach sie ihn hastig. „Weißwein und Champagner liegt bereits auf Eis. Wir haben noch genug Vorrat.“

„Prächtig!“ Waltham nickte beifällig. „Solla, wer trägt aber die Speisen auf? Doch unmöglich Sie, Fräulein? Vermutlich, nun haben wir niemand!“

„Selbstverständlich trage ich auf und bediene auch bei Tisch“, erklärte Lucy. „Denken Sie etwa, das verstehe ich nicht? Wir haben manche Gesellschaft zu Hause gehabt, ehe Papa sein Vermögen verloren hat. Da habe ich als die Älteste immer aufgewartet. In Jowa hat man nicht so viele geschulte Dienerschaft.“

„Das kann ich unmöglich zugeben!“ protestierte Waltham ganz bestürzt.

Das junge Mädchen lachte. „Wird Ihnen wenig helfen, Herr Waltham. Wer soll's denn sonst tun? Doch nicht etwa Sie? Das müßte ein komischer Anblick sein!“

Nun mußte er doch schwach lächeln. Er drohte mit dem Finger. „Nun machen Sie sich gar über mich lustig! Sie müssen einen schönen Begriff von meiner Lebensart bekommen — ich nutze Sie ja rein aus!“

„Ich tu' es gern“, meinte sie ehrlich. „Biel lieber als stenographieren. Ich wollte, ich hätte eine große Hauswirtschaft, da wäre ich in meinem Element.“

„Da würden wir uns wohl doch bald auf die Dame von Ehand besinnen!“

„Ich nicht — gewiß nicht, Herr Waltham. Ich begreife nicht, wie man müßig sein kann. In einen goldenen Käfig eingesperrt zu sein, stelle ich mir schrecklich vor. Und wäre es die allerstolzeste Frau, sie muß den Ehren mit gutem Beispiel vorangehen. Dieber Gott, wieviel Gutes kann eine solche Frau wirken!“ Sie brach errötend ab, als sie seinem Blick begegnete. „Bitte, Herr Waltham“, rief sie unvermittelt, „gehen Sie wie-

der ins Wohnzimmer! Ich werde sonst nicht fertig." Sie warf einen Blick auf ihre winzige Taschenuhr, die sie an der Wand aufgehängt hatte. „Lieber Gott, ich muß mich spüren! In zwanzig Minuten hält der Zug!“

Unwillkürlich gehorchte Waltham. Er konnte es sich nicht verhehlen, die resolute unbefangene Art des Mädchens gefiel ihm immer mehr. In recht behaglicher Laune setzte er sich im Wohnzimmer nieder. Als sie bald darauf hereinkam und geschwind die Tafel zu decken begann, wurde seine Stimmung noch aufgeräumter. Angelegentlich verfolgte er ihre gewandten Bewegungen, wie sie sich bald zu den Schränken wendete, Porzellan und Linnen herauszunehmen, wie sie dann die Bestiecke legte und die Gläser auf deren Sauberkeit prüfte. „Sie legen ja nur drei Gedecke?“ meinte er dann plötzlich.

„Natürlich! Es sind nur drei Herren — so sagten Sie doch?“

„Wo aber bleiben Sie? Nein, unter keinen Umständen dürfen Sie fern bleiben!“

„Ich bin doch nicht angezogen!“ wendete die Errotende ein. Doch er blieb fest und ließ mit Vorstellungen nicht locker. „Ich habe doch ausdrücklich Dineranzug vorgeschrieben!“ meinte er schließlich, sich zu einem Scherz zwingend.

Nun wurde sie wieder rot. Die Versuchung trat an sie heran, sich Herrn Waltham in dem Spiegelschilde auf rosa Seidengrund zu zeigen; sie wußte vom Vorabend her, wie gut es ihr stand. Zeit war ohnedies nicht mehr viel zu verlieren. So raffte sie aus einer der Vasen einige duftende Rosen und huschte aus dem Zimmer.

Waltham schaute ihr wohlgefällig nach und rieb sich zufriedengestellt die Hände. Die Sache ließ sich bedeutend besser an, als er anfänglich zu hoffen gewagt hatte. Er beglückwünschte sich zu dem Zufall, den Zug schon früher bestiegen zu haben. So hatte er doch Zeit gefunden, sich von seiner ersten schreckhaften Überraschung zu erholen und dem in ihm gärenden Ärger Gelegenheit zum Verrauchen zu geben. Schauernd vergegenwärtigte er sich, wie peinlich sich die Situation gestaltet haben würde, wäre er in Madison mit seinen beiden Geschäftsfreunden ahnungslos in den Wagen gestiegen und hätte statt des fertigen Mahls die irrtümlich geforderte Stenographin entdeckt.

Erleichtert setzte er sich im Sessel zurecht, mechanisch griff er nach dem geliebten Zigarrenetuis, um noch die letzte Viertelstunde sich seiner Rauchleidenschaft hinzugeben.

Doch von plötzlicher schreckhafter Gedankenwendung durchzuckt, ließ er das entflammte Bündel fallen und achtete gar nicht darauf, daß auch die Zigarre seinen entzündeten Lippen entglitt. Wie ein Riesengepenst trauerte vor ihm im Geist die schlottrige, klapperdürre Bohnenstangenfigur von John D. Smiths auf. Sein schlauester, vermöge seines Riesenbesitzes zugleich einflußreichster und gefährlichster Rivale! Es hatte Jahre fluger Vorbereitung, diplomatischer Schachzüge und großer persönlicher Opfer bedurft, um aus dem ehemaligen erbitterten Konkurrenten einen halben Verbündeten zu schaffen, dessen laues Zutreten und stetige Waffenbereitschaft täglich wieder in offene Gegnerschaft umschlagen konnte. John D. Smith hatte alle weltlichen Minenbesitzer in der Tasche, sie tanzten bodenlos nach seiner Weise; die jetzige Zusammenkunft zwischen den beiden Hauptvertretern bisher getrennter und direkt feindlicher Interessen sollte dauernden Friedensschluß herbeiführen. Statt sich bis aufs Messer zu bekämpfen und im Prozeß sich immer schonungsloser zu unterbieten, sollte die Ausbeute der sämtlichen Minen fortan einem einheitlichen Verkaufssyndikat übertragen werden, an dessen Spitze wiederum John D. Waltham treten wollte, während der andere John dem eigentlichen Minenbetrieb präsidieren sollte. Hatte der erbitterte Konkurrenzkampf zwischen den beiden annähernd gleichstarken Parteien bisher durch den not-

wendig damit verbundenen Niedergang der Verkaufspreise Millionenopfer auferlegt, so sollte unter einheitlicher Verwaltung der Preis für die geförderten Rohprodukte sich verdoppeln und verdreifachen. Die klare Erkenntnis dessen hatte schließlich John D. Smiths Groll wider den jüngeren Rivalen bezwungen, der ihm den alleinigen Herrschermantel geraubt, welchen er schon mit Stolz getragen, als John D. Waltham noch zur Schule gegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Friedrich der Große an Staatsminister v. Bodewils: Lieber Bodewils, sehen Sie nun, wer sich nun von uns beiden getäuscht hat? Habe ich nicht recht gehabt, als ich Ihnen sagte, die Engländer seien Schufte. . .

Neue Erfolge der Sanitätshunde.

Immer wieder kommt die Kunde aus dem Felde von dem schönen Erfolg, den unsere deutschen Sanitätshunde da haben, wo eben noch die Granaten krepitierten und Freund und Feind im Geschloßhagel zu Boden sanken. Es liegt wieder eine große Anzahl neuer, offizieller Berichte vor, von denen der folgende ein besonderes Interesse beansprucht, weil in ihm zum Ausdruck kommt, wie der Hund vermöge seiner um so viel schärferen Sinneswerkzeuge weit besser als der Mensch imstande ist, den völlig leblosen und scheinbar Toten vom Lebenden zu unterscheiden. Es heißt da:

„Im Mörpfergraben des 4. August wurden gleichzeitig mit den Krankenträgern der Sanitätskompanie sechs Sanitätshunde zur Verwundetenfunde angelegt. Beschaffenheit des Schlachtfeldes wenig übersichtlich, teils Sumpf und Wald, teils hügelige Stoppefelder, mit Getreidegarben bestanden. Die Hunde bewährten sich in diesem Gelände gut. Besonders aus den Korngarben stöberten sie mehrere Verwundete auf. Als Gegenstand brachten sie meist Helm, Mütze, auch Taschentuch der Verwundeten mit. Gegen Schluß der Suche brachte ein Hund seinem Führer den abgerissenen Filzbezug einer Feldflasche. Beim Zurückführen fand der Führer einen regungslos daliegenden Soldaten vor, dessen Oberkörper mit Mantel und Jeltbahn zugedeckt war. Offenbar hatten Kameraden den Mann für tot gehalten und ihn so zurückgelassen. Auch der Hundeführer konnte zunächst keine Lebenszeichen an dem Soldaten wahrnehmen und entfernte sich wieder, wurde jedoch durch den Hund nochmals an die Stelle zurückgeführt und stellte jetzt nach längeren Bemühungen fest, daß es sich nicht um einen Toten, sondern um einen Verwundeten gehandelt hatte.“

Nach dem Gefecht der Division bei D. am 7. August erhielten sechs Hundeführer den Auftrag, das von den Russen geräumte Gefechtsfeld abzusuchen. Nach längerer Streife brachte ein Hund einen Felsen einer russischen Infanteristengruppe. Der Hund führte zu einem geschossenen russischen Unteroffizier, aus dessen Schutt ein Stück Waffentrod und der Fuß eines Mannes herausragte. Der Hundeführer hielt den Mann, der vollständig eingeklemmt, regungslos dalag und auf Zumufe nicht reagierte, für tot und wollte sich anschicken, weiterzugehen. Da der Hund den Platz jedoch nicht verließ, vielmehr dort scharrte und bellte, räumte der Führer schließlich den Schutt und die Trümmer beiseite und brachte einen zwar bewußtlosen, aber nicht toten Russen zutage.

Das Wesentliche der beiden genannten Fälle, so schließt der Bericht, besteht darin, daß die Sanitätshunde sich nicht nur bei der Suche nach Verwundeten bewähren, sondern auch da gute Dienste leisten, wo es zweifelhaft erscheint, ob jemand tot oder nur verwundet ist.

Unter den verschiedenen Dressurarten heischt jetzt das „Verweilen mit Gegenstand“ vor. Das heißt, die Hunde werden so gearbeitet, daß sie, wenn ein Verwundeter von ihnen gefunden ist, irgend einen dem Verwundeten gehörigen Gegenstand aufnehmen, z. B. eine Koppel, ein Seitengewehr, einen Helmbezug oder dergl., und diesen, zum Zeichen, daß sie gefunden haben, ihrem Führer bringen, den sie dann, am Riemen meistens, zum Verwundeten hinführen. Nun kommt es aber vor, daß beim Verwundeten alle Ausstattungsgegenstände, die leicht zu entfernen sind, fehlen. Da

haben die Hunde ganz aus sich den Ausweg gefunden; sie reißen einen Grasbüschel aus der Erde oder sie kniden einen Zweig vom nächsten Busch ab und bringen den, und in dieser Weise ist die Dressur des Hundes im Apportieren jetzt erweitert worden.

Nun ist natürlich in den feindlichen Heeren, besonders bei den kulturell ja sehr rüstständigen Russenkriegern die Kenntnis unserer schönen Sanitätshundearbeit nicht allgemein verbreitet. Der Bericht des Kommandeurs einer unserer Sanitätskompagnien sagt darüber: „Alle Deutschen waren schon gesammelt; doch lagen überall auf dem Felde zerstreut noch verwundete Russen umher, meistens in hohen Lupinenfeldern verborgen. Die Hunde arbeiteten mit großer Eignung; nur wurde stets beobachtet, daß die Russen mit Mützen, mit Brotbeuteln, Feldflaschen und anderen Gegenständen nach den Hunden schlugen, ja sogar mit den Füßen nach ihnen traten. Das ging so weit, daß an diesem Tage drei unserer Hunde nicht mehr an die verwundeten Russen herangingen. Wir bargen an diesem Tage mit den Hunden 21 verwundete Russen.“

Ohne jedes Pathos sagt der Bericht, was wir Deutschen ja längst alle wissen und als ganz selbstverständlich kaum erwähnen zu müssen glauben, daß nämlich jeder verwundete Feind für uns aufhört, ein Feind zu sein! Daß jeder Verwundete von uns durch Krankenträger wie durch Hunde gesucht und zum Verbandplatz verbracht wird.

Das scheint man bei unseren Feinden nicht überall ebenso gehandhabt zu werden. So gibt der holländische Riesenhund ein Heftchen heraus, in dem er alle möglichen Dienste, die der Hund den kämpfenden Nationen leistet, registriert. Da ist die Rede von unseren, aber auch von den belgischen Hunden. Sie werden in einem Vertreter ihrer übrigens wohl dem Leonberger ähnlichen Rasse geschildert und bildlich dargestellt. Einer von ihnen, „Die“, ist kürzlich von einem Granatplitter verwundet worden. Trotzdem sucht er schon wieder selber Verwundete auf. Es heißt da: „Neben einem der Schützengräben bemerkte „Die“ einen Mann in sitzender Haltung, bei dessen Anblick er schon grimmig wurde, einen Mann, den „Die“ von seinen ersten Lehrstunden an hassen gelernt hatte. Waren nicht solche in Grau gekleidete Männer unfreundlich zu ihm gewesen in den Tagen seiner früheren Schule, hatten sie nicht immer in barschem Tone zu ihm gesprochen, ihm Nahrung und Wasser verweigert, dieses selbst fortnehmend, wenn es offenbar zu seinem Gebrauch neben ihn hingestellt war? Und war der Mann, der blau mit roten Streifen trug, nicht immer gut zu ihm gewesen? Er konnte nicht wissen, daß dies alles darauf abzielte, ihn zu lehren, nur den Belgiern zu helfen. „Die“ hatte auch gelernt, die Riefelhauben, die deutschen Helme, zu meiden, mit denen man einem Hunde so unangenehme Stöße versetzen konnte, usw. usw.“

Gemug der Torheit und des widerlichen, über Tod und Wunden noch hinausragenden Hasses! Wir werden das den Herrn Belgiern nicht nachmachen, auch wenn die Engländer solch unmenssliches und wahrhaft barbarisches Tun noch auf Aufsichtspostkarten verherrlichen. (W. L. B. Zens. Wn.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die französischen Eisenbahnwagen als Drückeberger. Je länger der Krieg dauert, desto häufiger und umfangreicher werden in Frankreich die sogenannten Kriegsskandale, für deren Berichterstattung die Pariser Presse bereits ständig eine Anzahl Spalten offen halten muß. Wenn es wahr ist, daß die Pariser sich nur wohl fühlen, wenn sie Gelegenheit haben, einen öffentlichen Skandal zu besprechen, so können sie sich gegenwärtig gewiß nicht über Stoffmangel in dieser Beziehung beklagen. Die Reihe fragwürdiger französischer Patrioten, die in dem Krieg nichts anderes sehen als eine Gelegenheit zum Füllen ihrer Tasche, diese Reihe, die durch die Diebstähle des zu Gefängnis und Degradation verurteilten Militärzahlmeisters Declos eröffnet wurde, nimmt kein Ende. Aus Paris und von der Front, aus Doulogne im Norden und aus Warzeille im Süden, überallher werden Kriegsgeschäfte ge-

meldet, die unter die strengsten Paragraphen der Gesetze fallen. Aber diese Unsicherheit in der französischen Kriegsarbeit macht sich nicht nur bei den Zivilisten und Privatunternehmern geltend. Was in diesen Kreisen aus Gründen der Gewinn gier verborgen wird, wird auf andere Weise von den Behörden durch grobe Fehler in der Verwaltung und Mangel an eben jener Organisation, die als „deutsch“ angegriffen und verhöhnt wird, doppelt gefördert. Und da dieser Krieg vor allem ein Kampf der Energien und Organisationen ist, kommt den Mängeln in französischen Verwaltungsweisen eine besondere und für die Zustände in Frankreich bezeichnende Bedeutung zu. Der neueste Skandal betrifft die Eisenbahnverwaltung und nahm in dem Bahnhof des Städtchens Cognac seinen Ausgang. Man entdeckte nämlich, daß auf einem Nebengleise des kleinen Bahnhofs 42 unbeschädigte, ja geradezu vortreffliche Eisenbahnwaggons seit Kriegsbeginn ein idyllisches Dasein unberührter Ruhe führen. Und dies zu einer Zeit und unter Umständen, da die militärischen Operationen jedes einzelnen Bahnwagens ebenso dringend bedürftig sind wie jeder Granate. Während auf allen französischen Bahnlinien infolge des Wagenmangels mit größter Sparsamkeit und unter vielerlei Schwierigkeiten gearbeitet werden muß, ließ die Verwaltung an einer Stelle 42 Wagen durch 15 Monate völlig unbenutzt stehen. Die Nachricht von den „eisernen Drückebergern in Cognac“ ging wie ein Lauffeuer durch die französische Presse und führte zur Aufdeckung eines Eisenbahnskandals allergrößten Stils. Aus allen Städten kamen Zuschriften an die Pariser Blätter (der „Temps“ allein erhielt über 1000 Briefe), die von ähnlichen Zuständen berichteten. Es kam zutage, daß in allen Teilen Frankreichs Last- und Personenzüge, belgische Lokomotiven im Wert von 100 000 Franken das Stück und sonstige Eisenbahnmateriale vollkommen vergessen und unbenutzt verrosteten. Kaum hatten die Erörterungen über die menschlichen Drückeberger ein Ende erreicht, als mit einem Schlag die Drückebergerei der Eisenbahnwagen die Öffentlichkeit im höchsten Grad in Anspruch nahm. Wie der mit der Untersuchung der Bahnmisstände beauftragte Sonderberichterstatler des „Journal“ Georges Prade in einem umfangreichen Artikel ausführt, beläuft sich der durch den so sensationell aufgedeckten Wagenmangel verursachte Verlust der Regierung bisher auf mehr als 300 Millionen. Dazu kommen die Verluste all der betroffenen Privatpersonen, der Kaufleute, Industriellen und Reisenden, deren geschäftliche Schädigung vorläufig noch gar nicht zu übersehen ist. Die Ursache dieser beispiellosen Zustände liegt, wie das Pariser Blatt ausführt, in dem vollkommenen Fehlen übersichtlicher Leitung zur Unterhaltung des für den Krieg so notwendigen Verkehrsnetzes: „Jeder arbeitet gedankenlos auf seinem engbegrenzten Tätigkeitsfeld, ohne sich um die Wirkung auf die Gesamtheit zu kümmern. Gedankenlosigkeit, Faulheit und Vernachlässigung sind nur zu oft die Kennzeichen unserer weitverzweigten Kriegsverwaltung. Unsere Offiziere benützen die Eisenbahnwagen hinter der Front als bequeme Schlafstellen für sich und ihre Mannschaften, ohne sich darüber Sorgen zu machen, daß sie durch dieses Vorgehen die größeren Operationen schädigen, ja sogar oft in direkte Gefahr bringen. Man arbeitet bei uns nicht für das Gesamtinteresse des ganzen Landes, sondern jeder einzelne verliert sich in seinen kleinsten Einzelinteressen. Die berüchtigten 42 Waggons von Cognac waren nur ein lächerlich kleiner Beweis der Unverantwortlichkeit, die uns bedroht. Selbst vor den Toren von Paris, in Blanc-Mesnil, wurden 729 seit Kriegsbeginn zwecklos zurückgehaltene und zu persönlichen Bequemlichkeiten oder auch zu gar nichts verwendete Eisenbahnwagen festgestellt, die im Materialverkehr einen täglichen Verlust von 14 580 Tonnen darstellen. Bisher sind in nicht weniger als 700 Bahnhöfen große Mengen zwecklos ruhender Waggons festgestellt worden. Solche Zustände sind der sicherste Weg zum Ruin.“

Die Tricolore-Hunde in Italien. Die Tricolore-Mode nimmt in Italien immer größeren Anfang an. Überall sieht man, wie die „Stampa“ erzählt, weiß-rot-grüne Taschentücher, Kravatten, Strumpfbänder, Hosenträger und Pantoffeln. Die neueste Erscheinung im italienischen Straßengetriebe aber sind die Hunde, die die vaterländische Gesinnung ihrer Herren durch Tricolore-Schleifen und Mäntelchen zum Schau tragen.

Kriegsgedichte, Romane, Novellen usw.

* „Der Schiffsjunge der Emden“. Eine Erzählung aus dem großen Kriege von Dr. Kurt Floeride. Mit 8 Tafeln und zahlreichen Textbildern nach Zeichnungen von Paul Teschinski, Willi Pland und Professor A. Wagner. (Stuttgart. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.) Ein prächtiges Buch über die Seidenfahrt der „Emden“ hat Dr. Kurt Floeride geschaffen. Von Tsinatau aus beginnt die Fahrt und in packender Schilderung und Schreibweise läßt der Verfasser noch einmal die Taten der „Emden“ an dem Leser vorüberziehen. Was dem Buch noch einen besonderen Wert verleiht, sind die geographischen, natur- und kulturgeschichtlichen Bilder, die Dr. Floeride in unterhaltender, erzählender Form in den eigentlichen Gang der Erzählung hinein- und hineingeflochten hat. Das Buch ist eines der besten für unsere reifere Jugend, auch Erwachsene werden ihre Freude daran haben.

Romane, Novellen.

* „Die Harmonien im Hause Schivanus“. Ein Roman in zwei Teilen von Ludwig S. u. a. (Grethlein u. Co., G. m. b. H., Leipzig.) Ein mit bizarrischem Kolorit gemalter, dabei stark rhetorisch gehaltener Roman hatte Erwartungen für den Dichter erweckt; auch dieses neue Werk zeigt ihn noch im Werden. Ganz phantastische Motive zunächst, Hoffmannsche Groteskgestalten, Paracelsische Naturphilosophie von einem selbstamen Arzte auf die Wirklichkeit angewandt. Aber in der Darstellung fehlt die überzeugende Romantik, die Suggestionskraft, die den Leser im Banne des Unmöglichen hält, es folgt eine tragische Katastrophe in der Mitte des Buches, aus der doch noch stärkere tragische Konflikte sich ergeben müßten. Dafür weicht der Dichter aus in die Bahnen eines gefühlvollen Jugendromans, der art und elegisch, aber versöhnend ausklingt. Ohne ein Ganzes zu sein, interessiert das Buch durch eine lebendige Erzählerkunst, die bei starker entwickeltem Stilgefühl noch höheren Aufgaben dienen kann.

* „Daniel auf der Tonleiter“. Humoristischer Roman von Felix Janoske. Zweite Auflage. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.) Eine lustige Musikantengeschichte, deren vollendete Harmlosigkeit die gestrenge Kritik entwarf. Allerlei brave, mit kleinen Sonderbarkeiten behaftete Menschen sind hier versammelt, in deren gutartiger Gesellschaft man sich ein Stündchen wohl fühlt. Und hier und da schaut etwas vom lieben deutschen Gemüt heraus.

* G. J. Chr. von Grimmelshausen: „Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus“. Mit einer Einleitung von Moeller van den Bruck. (Weisterrömer der modernen Weltliteratur, Band 8.) (J. C. C. Brunns Verlag in Minden, Westfalen.) Noch stärker als sonst können wir jetzt den größten Roman der Deutschen miterleben; aus den Nöten unserer Zeit blicken wir in stärkere, trostlosere Not zurück. Viele werden dieses Buch wieder lesen, von dem diese neue, sachgemäß gekürzte Ausgabe besonders zu empfehlen ist wegen der vortrefflichen, dem bekannten größeren Werke des Herausgebers über „Die Deutschen, unsere Menschengeschichte“ entnommenen Einleitung, die Eigenes auch über oft besprochene Probleme zu sagen weiß.

Biographisches.

* „Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen“. Mit 140 Zeichnungen von Adolf von Wenzel, 10 Bildertafeln und 17 Kartenspielen. Der Verlag Reimar Hobbing in Berlin brachte vor drei Jahren mit Unterstützung der gesamten deutschen Öffentlichkeit die in der Reichsdruckerei hergestellte, aus 12 monumentalen Bänden bestehende große Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen, nach allgemeinem Urteil das schönste und wertvollste Buchwerk, das in den letzten zwanzig Jahren erschienen war, heraus. Da aber diese große Ausgabe ihres hohen Preises wegen nur einem Teil des deutschen Volkes zugänglich war, hat der Verlag die ausgewählte Ausgabe geschaffen. Aus den historischen, philosophischen und militärischen Schriften des großen Königs sowie aus den Gedichten und Briefen sind die schönsten Stücke ausgewählt. So wird hier eine auf das sorgfältigste von den besten Friedrichkennern bewirkte Auswahl in glänzender Überlieferung geboten. 140 Wenzelbilder geben eine vortreffliche Erläuterung des Textes. Wer die Auswahl zur Hand nimmt, wird von Seite zu Seite beim Lesen mit andauerndem Genuß erkennen, welch ein Meister der Darstellung dieser Könige ist. Die historischen Schriften fesseln durch lebensprudelnde Darstellung, ja sie muten durch und durch modern an! Die Schilderung Europas von 1740 — könnte sie nicht heute geschrieben sein? Seine politischen Schriften, seine Testamente und Manifeste gliedern sich als unvergängliche Dokumente der Geschichte seiner Zeit ein. Seine militärischen Schriften sind, getragen von souveräner Kenntnis des Stoffes, auf den

Soldaten wirkend wie auf den nichtsoldatischen Leser, belebt durch Schlachtenstößen von des Königs eigener Hand. Läßt uns sein Briefwechsel einen Blick tun in die innigsten Beziehungen seines Lebens, in das echt menschliche Fühlen dieses Herrschers, so bringen seine Gedichte, — von dem Jugendgedicht über das „Tabakstollegium“ seines Vaters an bis zu seinem letzten „Vom Lachen Gottes“ — das Innerste seiner Seele zum Ausdruck. Die Gedichte jener Zeit weist, wie gesagt, eine geradezu überraschende Ähnlichkeit mit unserer Gegenwart auf. Ist es doch, als sei es heute gedichtet, wenn der König in seiner „Ode an die Deutschen“ u. a. sagt: Schaut nach Flandern, seine Schanzen gilt's zu stürmen, zu gewinnen. — Mit dem Ungarn Ser' an Seite legt in Asche Belgrads Zinnen! — Ruft beim Klang dieser Namen heißer nicht das Blut euch rollen? — Denkt ihr nicht der blutgetränkten Ehrenfelder, wo den vollen — Siegestranz der edle Ritter Prinz Eugenius sich errungen. — Der Bewunderte, der jeden seiner Gegner hat bezwungen? — Alles ruft bei solchen Wagen — Eurem Wute zu: Glückauf! — Alle Herzen mit euch schlagen. — Die um Deutschland Sorge tragen, — Folgen eurem Siegeslauf.

Almanache, Kalender.

* „Rehers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1916“. 20. Jahrgang. Mit 186 erläuternden, die Geschichte des Weltkriegs 1914/15 chronologisch begleitenden Abbildungen, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Stadtbildern, Portraits, interessanten Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur, Natur-, Kultur- und Kunstgeschichte, Gedanktagen, Sprüchen, Gedichten und Zitaten, einer Jahresübersicht mit astronomischen Notizen, einem Register und einem Kalendarium auf der Rückseite. Als Abreißkalender eingerichtet. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Der Kalender ist ein Kriegskalender gemorden. Tag für Tag verfolgen wir in ruhiger Rückschau noch einmal die großen Ereignisse des gewaltigen Völkerringens, deren Zeuge wir waren, in knappen Tagesnotizen werden wir an jedes einzelne wichtige Ereignis des Weltkriegs erinnert, Bildnisse der Seerführer, Ansichten der Ortlichkeiten, in denen sich die Kriegsergebnisse abspielten, Darstellungen von Kriegsmaterial und technischen Kriegsmitteln ziehen in bunter Folge an uns vorüber, und ferndeutsche Aussprüche bedeutender Männer beleben stimmungswendend und -erhaltend den großen Wissensstoff, der hier mitgeteilt ist.

* Der Verein „Kolonialkriegerbund“ hat einen „Kolonialkalender für 1916“ herausgegeben. Eine große geographische Karte, sechs bunte Tafeln von Professor Kumpf, Professor Störmer und E. M. Deims, zahlreiche Illustrationen und 23 Portraits stellen den Kalender außerordentlich aus. Dr. Paul Rohrbach hat die Frage, was die Kolonien für Deutschland bedeuten, behandelt, Graf Reventlow hat vom Flottengeist gesprochen, andere Kolonialpolitiker über koloniale Schulung, koloniale Landwirtschaft usw. Wertvolle Beiträge sind weiterhin vorhanden, die unmittelbar aus dem kolonialen Leben selber stammen und lebendige Fülle mit stimmungsvoller Einzelschilderung vereinigen. Der Kolonialkriegerbund-Kalender ist im Eigenverlag des Vereins Kolonialkriegerbund E. V. zu Berlin, W. 35, Potsdamer Straße 97a, zu haben. Vom Reinertrag wird ein ausgiebiger Anteil unseren — vorübergehend oder auf die Dauer — im Erwerb behinderten kolonialen Kriegern zugewendet.

* Spemanns prächtig ausgestatteter „Alpen-Kalender 1916“ (Verlag Spemann, Stuttgart) erschien soeben in bekannter gediegener Ausführung. Für die zahlreichen Verlegerfreunde draußen im Felde ist eine versandfertige Feldpost-Ausgabe bestimmt. Aber auch die Daheimgebliebenen werden ihn gern benutzen, bietet er doch eine Fülle von künstlerisch wertvollen Abbildungen und ist sehr lehrreich.

* „Spemanns Kunst-Kalender“ der sich in kunstliebenden Kreisen freundschaftliche Sympathien erworben hat, erschien soeben für 1916 (Spemann, Stuttgart). Neben den alten Meistern bringt der mit Geschmack und Sorgfalt redigierte Kalender zahlreiche Reproduktionen von Werken lebender Künstler. Wir können diesen Kalender nur empfehlen. Er bringt eine solche Fülle von künstlerischer Belehrung und Anregung, daß jeder, der ihn einmal besaß, ihn im kommenden Jahr nicht mehr missen will.

* „Bobachs Küchen-Kalender und Wirtschaftsbuch“ ist, wie alljährlich, als bewährter Ratgeber erschienen. Dies praktische und dabei billige Haushaltsbuch ist für jede Hausfrau in allen Fragen des Haushalts und der Küche ein zuverlässiger Berater, der täglich wertvolle Dienste leistet. Erprobte Kochrezepte und praktische hauswirtschaftliche Ratschläge ergänzen das Kalendarium und die übersichtlich eingerichteten Tabellen zur Eintragung der täglichen Wirtschaftsausgaben. (Verlag W. Bobach u. Co., Leipzig.)